SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Literaturbesprechung: Gabriele Schabacher: Topik der Referenz

Heinze, Carsten

Veröffentlichungsversion / Published Version
Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Heinze, C. (2008). Literaturbesprechung: Gabriele Schabacher: Topik der Referenz. [Rezension des Buches *Topik der Referenz: Theorie der Autobiographie, die Funktion "Gattung" und Roland Barthes' Über mich selbst*, von G. Schabacher]. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, *21*(1), 146-152. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-270216

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Literaturbesprechung

Gabriele Schabacher: Topik der Referenz, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, 412 S., brosch.; € 58,00.

Gabriele Schabacher hat eine Untersuchung zur Theorie und Gattungsform der Autobiographie vorgelegt. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg SFB/FK 427 Medien und kulturelle Kommunikation an der Universität zu Köln. Ihre Studie zur *Topik der Referenz* und der Funktion *Gattung* in der gegenwärtigen Autobiographietheorie ist eine überarbeitete Fassung ihrer 2004 an der Philosophischen Fakultät der Universität Köln eingereichten Dissertation, die 2007 mit dem Offermann-Hergarten-Preis ausgezeichnet wurde.

Ausgangspunkt ihrer Überlegungen ist das beobachtbare Phänomen, dass entgegen aller Verabschiedungen und Todsagungen des Autobiographischen der Markt für Veröffentlichungen, die unter diesem ‚Label' firmieren, ungebrochen boomt. Die Gattung ‚Autobiographie' erfreut sich augenscheinlich einer ausgesprochenen Beliebtheit; das Format des (auto-)biographischen Erzählens ist mittlerweile zu einer weit verbreiteten Kommunikationsform nicht nur in Form des gedruckten Buches, sondern auch in anderen Medienformaten wie dem TV geworden. Das ‚Biographisieren von Erleben und Handeln' (Brose/Hildenbrand) ist so zu einem kommunikativen Phänomen des gegenwärtigen ‚Zeitgeistes' avanciert. Es ist wohl auf ihr lebensnahes Empathiepotential und das Gefühl des Lesers, Schicksalsgeschichten scheinbar ‚real' miterleben zu können, zurückzuführen, was zur Popularität der Autobiographie beiträgt. Autobiographien werden in der heutigen Mediengesellschaft jedoch nicht nur von herausragenden Persönlichkeiten im letzten Drittel ihres Lebens geschrieben, wie es zu Zeiten der ‚klassischen bürgerlichen Autobiographie' der Fall war, sondern der Kreis der Autoren und Autorinnen (oftmals unterstützt von so genannten ‚ghostwritern') hat sich sozial stark ausdifferenziert, was dazu führt, dass Autobiographien mittlerweile in allen Alters- und Lebenslagen verfasst werden oder aber unter der Gattungszuschreibung ‚Erfahrungsgeschichten' verkauft werden. Die Gattung ‚Autobiographie' hat sich sowohl formal als auch inhaltlich heterogenisiert, und das zentrale Motiv der ‚aufrichtigen' Darstellung eines Lebens ist nun eine unter vielen anderen Motivationen. Diese Entwicklungen haben nachhaltige Auswirkungen auf die Art und Weise des autobiographischen Erzählens.

Neben dieser Erweiterung des autobiographisch sich selbst präsentierenden Personenkreises und seiner Motive ist in den letzten Jahren auch eine zunehmende ‚Privatisierung' historischer Ereignisse und Erfahrungsgeschichten zu beobachten, was aufgrund der jüngsten deutschen Vergangenheit nicht ganz unproblematisch zu sein scheint, wie das prominente Beispiel Martin Walser (‚Ein springender Brunnen') unlängst zeigte. Der Nationalsozialismus und mittlerweile auch die DDR bilden den historischen Hintergrund, der autobiographisch auf die eine oder andere Art und Weise lebensgeschichtlich be- und verarbeitet wird. Es gehört zu den wesentlichen Merkmalen von Autobiographien, nicht nur die eigene unmittelbar erlebte Lebensgeschichte, sondern ebenso die darin enthaltenen historischen Erfahrungen mit der Qualität des Faktischen auszuzeichnen und persönliche Erinnerungen historisch zu legitimieren. Mit anderen Worten: Geschichte wird nicht selten zur Projektionsfläche individueller und kollektiver Identitätskonstruktionen.

 © Verlag Barbara Budrich

So reklamieren (auto-)biographische Darstellungen und Texte ihren Anspruch auf ‚Wahrheit' und ‚Authentizität' und treten nicht selten mit dem Anspruch auf, durch Zeitzeugenschaft und Auratisierung des ‚tatsächlich Vorgefallenen' historische Ereignisse und Geschichte wahrhaftiger und lebensnäher vermitteln zu wollen, was nicht nur für die professionelle Zeitgeschichtsforschung angesichts einer um sich greifenden ‚Narrativierung der Historiographie' eine provozierende Herausforderung darstellt – und, wie Schabacher am bekannten Fall ‚Wilkomirski' und der Shoah-Autobiographik verdeutlicht, zu erheblichen Schwierigkeiten führen kann.[1] Auch die Literatur- und Kulturwissenschaften arbeiten nach zahlreich durchlaufenen ‚turns' und der Rezeption kognitionstheoretischer Gedächtnisforschung an einem erweiterten Verständnis des Autobiographischen, dessen frühere dokumentarische Engführungen durch deutlich komplexere und interdisziplinär motivierte Theoriebildungen abgelöst worden sind. Individuell/kollektive Gedächtnisse sowie individuell/kollektive Erinnerungskulturen sind neben performativen Ansätzen die zentralen Erkenntniskategorien, die zwischen Text und Kontext wechselseitig vermitteln sollen. Dass nicht nur die Autobiographisierung von Geschichte problematisch ist, sondern auch umgekehrt die fiktionale Historiographisierung und Biographisierung der Literatur als angrenzende Gattungen zu Kontroversen führen kann, zeigt das jüngst veröffentlichte Werk von J. Littell (‚Die Wohlgesinnten'), dessen russisches Pendant W. Grossman, der ein ähnlich umfangreiches Epos zum Kampf um Stalingrad zur Chiffre des 20. Jahrhunderts verarbeitet hat (‚Leben und Schicksal'), vergleichsweise wenig öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, die sich aus diesen Beispielen erkennen lässt, führt Schabacher darauf zurück, dass das historische Autobiographiekonzept – gemeint ist das klassische Modell der autobiographischen Erzählung als kontinuierliche und zusammenhängende Lebensgeschichte einer seiner selbst gewissen Person – schon seit einiger Zeit nicht mehr auf das ‚Label' passe, ohne dass sich jedoch dadurch automatisch die Autobiographie als überholt erweise. Kulturwissenschaftliche Neologismen wie ‚AutoBioFiktion' (Moser/Nelles) weisen auf die Bestimmungsschwierigkeiten hin, die sich aus der Stellung der Autobiographie zwischen Fakten und Fiktionen ergeben. So stellt sich für Schabacher die zentrale Frage, weshalb die Autobiographie als Gattung trotz ihrer prekären Stellung in den geschichts- und literaturwissenschaftlichen Disziplinen und der zunehmenden öffentlichen Aufmerksamkeit gegenüber autobiographischen Erzeugnissen heute noch funktioniere. Der epistemologische Vorschlag, den die Autorin durch ihre Studie hinsichtlich einer bislang festgefahrenen ‚fact/fictions'-Unterscheidung unterbreitet, basiert nun auf der Überzeugung, dass die binäre Differenzierung letztlich nicht zugunsten der einen oder anderen Seite empirisch entschieden werden könne. Da das ‚fact/fiction'-Schema ihrer Auffassung nach permanent in Bewegung sei, bedürfe es vielmehr der Untersuchung seines operationalen ‚Unterscheidungs*gebrauchs*': Ohne Fiktionsverdacht

1 Ein weniger bekanntes Beispiel, ‚Klaras Nein' von der französischen Autorin Soazig Aron aus dem Jahr 2003, wagt sich an die fiktionale Darstellung einer Auschwitz-Überlebenden. Dieses Erstlingswerk wurde von der Kritik als ‚gelungenes Wagnis' positiv aufgenommen. Anders als Wilkomirski/Dösseker, jedoch zu demselben Themenkomplex, wurde hier von vornherein die Fiktionalisierung des Stoffes hervorgehoben, obwohl die Charakterisierungen einer Auschwitz-Überlebenden und ihre Weigerung, die leibliche Tochter nach der Rückkehr aus den deutschen KZs wieder sehen zu wollen, ‚Authentizität' als Stilelement bewusst einsetzt.

keine Faktizität, ohne Faktizität keine Fiktionsvorstellung; beiden, so Schabacher, sei im erkenntnistheoretischen Gebrauch der jeweilige Gegensatz als konstitutiv eingeschriebenes Element zwangsläufig inhärent. Die Schwierigkeit, die sich mal aus der einen, mal aus der anderen Fokussierung ergebe, könne aber zugunsten einer *operationalen* Perspektive durchbrochen werden. Die Konsequenzen, die sich hieraus ergeben, sind für die einer ‚Realität' und ‚historischen Objektivität' verpflichteten Auffassung weitreichend.

Es handelt sich bei Schabachers Untersuchung also um eine aus den Literatur- und Kulturwissenschaften motivierte Arbeit zur Theorie der Autobiographie mit dem Ziel, die epistemologische Dichotomie ‚fact/fiction' zu problematisieren. Im Mittelpunkt steht dabei der Gattungsbegriff ‚Autobiographie' als funktionale Zuschreibungskategorie, über die die Autobiographie als solche erst (durch den Leser?) identifiziert werde. Gleichzeitig betritt Schabacher mit dem Aufgreifen der ‚fact/fiction'-Differenzierung in einem erweiterten Zusammenhang das erkenntnistheoretisch schwer verminte Feld zwischen Literatur- und Geschichtswissenschaften, auf dem die scheinbar unüberbrückbaren Grabenkämpfe um Begriffe wie ‚Geschichte', ‚Wahrheit', ‚Realität', ‚Wirklichkeit' u. a. geführt werden. Am bekannten Beispiel des Autobiographischen lässt sich dieser Konflikt als disziplinär eingeschriebene ‚Doppeladressierung' der Autobiographie einerseits als ‚historisches Dokument', andererseits als ‚literarisches Kunstwerk' aufweisen. Es sei allerdings, so hebt Schabacher mit P. de Man hervor, gerade dieses Kriterium der Unentscheidbarkeit, das den Reiz der Autobiographie ausmache, während andere disziplinäre Diskurse wie die Jurisprudenz und die Historiographie zwangsläufig eine Entscheidung und damit Festsetzung dessen, was ‚fact' und was ‚fiction' sei, zu treffen hätten, um funktionieren zu können. Dies geschehe durch Legitimation in Form institutionalisierter Fachdiskurse – eine wissenssoziologische Auffassung, wie sie bereits von P. Berger/T. Luckmann und jüngst von R. Keller diskursanalytisch weiterentwickelt worden ist. Die disziplinären Konfliktlinien, die hierin angelegt sind, werden von der Autorin im ersten Teil ihrer Untersuchung unter dem Aspekt *Referenzen: Zwischen Geschichte und Literatur* wechselseitig aufeinander bezogen. Dabei geht sie zum einen näher auf die literarischen Kontaminierungen der Geschichtswissenschaften im Anschluss an die Narrativitätsdebatten um H. White ein, zum anderen greift sie in umgekehrter Richtung die *Historifizierung der Literatur* am Beispiel des historischen Romans und der fiktionalen Biographie auf. Zwischen diesen beiden paradigmatisch aufgeladenen Polen geht sie den historisch-semantischen Wandlungen des Begriffspaars *Faktizität/Fiktion* nach und beschreibt die jeweils im Hintergrund wirksamen theoretischen Dimensionen, die dieser epistemologischen Binarität hinsichtlich der Vorstellung und Konstruktivität von Wirklichkeit eingeschrieben sind.

Im zweiten Teil ihrer Untersuchung zeichnet die Autorin die gattungsgeschichtlichen Entwicklungstendenzen der Autobiographie und ihre zunehmenden Theoretisierungen im 20. Jahrhundert nach. Ausgehend von der Vorstellung der 1920er Jahre, bei der Autobiographie handele es sich um ein sozial- und geisteswissenschaftliches Dokument (W. Dilthey/G. Misch), führt das einsetzende theoretische Interesse der 1950er zur ästhetischen Konzeptualisierung der Autobiographie als literarisches Kunstwerk. In den 1970er Jahren werden dann verstärkt gattungsgeschichtliche Definitionen und formale Abgrenzungen vorgenommen, die seit den 1980er Jahren vor dem Hintergrund poststrukturalistischer und dekonstruktivistischer Debatten und

unter dem Eindruck einer zunehmenden Öffnung der Literaturwissenschaften gegenüber Medientheorie und Cultural Studies stärker auf Textualität und kulturelle Performanzen des Autobiographischen abstellen. Dadurch wird autobiographisches Schreiben gleichzeitig zu einem beliebten Untersuchungsgegenstand der Identitäts- und Subjektivitätstheorie, die ihren Fokus parallel zu diesen Entwicklungen auf die Diskursivität und sprachlichen/visuellen Performanzen von Lebensgeschichten verschiebt. Im Zuge dieser theoretischen Neujustierungen und der Auflösung kollektivgeschichtlicher Metaerzählungen geraten außertextuelle Aspekte zunehmend in den Hintergrund. Das Verschwimmen klarer Definitionen lässt die offenen und porösen Grenzen gegenüber benachbarten Gattungsformen wie dem Roman deutlich hervortreten. Es zeigt sich jedoch – so ein zentraler Leitgedanke Schabachers –, dass das Format ‚Autobiographie' entgegen aller anders lautenden Behauptungen gattungsgeschichtlich nicht als Verfallsgeschichte bezeichnet werden kann, sondern bereits von Beginn an auf der paradoxen Figur einer unentscheidbaren Faktizität/Fiktions-Vorstellung beruhe. In der theoretischen und empirischen Ausarbeitung dieses Ansatzes liegt der grundsätzliche Wert der vorliegenden Arbeit.

Die nicht fixierbaren ‚fact/fiction-Bewegungen' und die Schwierigkeiten, die sich aus den operationalen Zuschreibungsvorgängen des Autobiographischen ergeben, analysiert Schabacher detailliert im Rahmen des dritten empirischen Teils ihrer Untersuchung zur ‚Anti-Autobiographie' *Über mich selbst* von R. Barthes – ein exponiertes und in deutschen Theoriedebatten kaum rezipiertes Beispiel, in dem autobiographisches Schreiben *und* Theoretisieren kongenial miteinander verbunden werden. Anhand dieses Beispiels kann die Autorin überzeugend darlegen, dass es bei dem Versuch, die Vergangenheit im Rahmen der Gattung ‚Autobiographie' in der Schreibgegenwart zu vergegenwärtigen, immer wieder zu Verschiebungen und Doppelungen kommt, die letztlich die Frage nach der Faktizität der Autobiographie und dem unverstellten Zugriff auf die eigene Lebensgeschichte als obsolet erscheinen lassen. Um dies nachzuweisen, werden die unterschiedlichen *Rezeptionsfiguren* als Lesarten des R. Barthes rekonstruiert und ihre begrenzte Aussagekraft aufgezeigt, wodurch sich einmal mehr die fact/fiction-Problematik verdeutlicht. Anschließend widmet sich Schabachers Analyse der autobiographischen *Zweiteilungen in Text und Bild* und der gezielt irritierenden Instrumentalisierung des Bildes am, im oder um den Text bzw. vice versa. Wie bekannte und traditionelle Ordnungsstrukturen des Autobiographischen zusätzlich durchbrochen und verschoben werden, wird durch die Aufrufung (als Wiedererkennungsmuster) und gleichzeitige Subversion der autobiographietheoretischen Topoi veranschaulicht, in denen das Verfahren des Fragmentarischen, die alphabetische Ordnung als Analogie der illusionären Ordnung einer Lebensgeschichte, der polyperspektivische Wechsel der Pronomina sowie die parergonalen Strukturen als Chiffren der unbestimmbaren Bewegungsmomente ‚fact/fiction' instrumentalisiert werden.

Das Fazit geht noch einmal auf das der autobiographischen *Topik der Referenz* von Anfang ihres Bestehens eingeschriebene Paradox ein. Schabacher hebt hervor, dass gerade die Unbestimmbarkeit des Autobiographischen zwischen Fakten und Fiktionen *nicht* zur Auflösung dieses Genre führe, sondern dass vielmehr die unentscheidbare Figur ‚fact/fiction' als konstitutives Element des Autobiographischen bestehen bleibe. Die Autobiographie als Label funktioniere eben nicht wegen definitorischer Festlegungen/Grenzziehungen in die eine oder andere Richtung, sondern

allein aufgrund ihrer funktionalen Zuschreibungskategorien, die durch bekannte autobiographische Stereotype und Redeweisen hervorgerufen werden. Durch Funktionalisierung und Einsatz textueller und paratextueller Wiedererkennungsmuster, die bei Barthes Lebensgeschichtliches und Autobiographietheoretisches gleichzeitig bedienen, werde die Autobiographie als Gattung angerufen und der Leser ‚als Leser einer Autobiographie' konstituiert, wodurch die entscheidende Frage nach ‚fact/fiction' ausgeblendet bzw. elegant umgangen und als letztlich unentscheidbar zur Seite geschoben wird. Die ‚Wahrheit' der Autobiographie und die Topoi ‚Aufrichtigkeit' und ‚Authentizität' werden prinzipiell als subjektiv unerfüllbar zurückgewiesen, Kindheitserinnerungen als bloße ‚Imaginationen' analysiert, die oberflächliche Referentialisierung von Fotografien als ‚Dokumentierbarkeit des Erzählten im Text problematisiert'. Durch die Operationen des Aufrufs bekannter Autobiographievorstellungen und deren gleichzeitige Subversion bewege sich, so Schabacher, die Autobiographietheorie weg von ontologischen oder ontogenetischen Konzeptualisierungen, ohne sich aber dadurch selbst überflüssig zu machen. Barthes (zweifellos) autobiographische/autobiographietheoretische Funktionalisierungen zeigen, dass allein das ‚Zitieren' von bekannten Mustern genügt, um Gattungszuschreibungen vorzunehmen, ohne darüber eine Aussage treffen zu müssen, ob es sich bei ihnen um eine ‚tatsächliche' oder nur simulierte Autobiographie handelt – eine für die von Schabacher vertretene (a-)topische Auffassung des Autobiographischen wohl nachrangige Frage.

Schabachers *Topik der Referenz* ist ein sehr detaillierter und luzider Beitrag zur Autobiographietheorie, der sich auf die operationalen Funktionsweisen autobiographischer Zuschreibungsmuster vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Barthes-Forschung konzentriert. Ihre Analyse lässt sich in dem Versuch zusammenfassen, die Autobiographietheorie von der inhaltlichen Ebene auf die formal-operationale Ebene zu verschieben – was in anti-ontogenetischer Diktion auch als ‚Entessentialisierung' bezeichnet werden kann. Sie zeigt, dass Barthes dabei alle Register des Autobiographischen zieht – vom Aufrufen des Körpers, des Selbstzitats, des Bildes, der pronominalen Verschiebungen bis hin zu parergonalen Struktureffekten –, um diese Topoi im irritierenden Schritt des ‚re-entry' als subversive A-topik zu unterlaufen. Autobiographie und Anti-Autobiographie bilden bei ihm also die zwei (unentscheidbaren) Seiten derselben Medaille.

Schabachers Untersuchungsergebnisse lassen jedoch trotz ihres erkenntnistheoretischen Werts des Autobiographieproblems einige Fragen offen, die weniger für ihre Disziplin, sondern vielmehr für angrenzende Disziplinen bedeutsam sind: Während im ersten Teil der Untersuchung Fakten und Fiktionen geschichts- und literaturwissenschaftlich beleuchtet und aufeinander bezogen werden, wird im Fazit mit keinem Wort auf die Konsequenzen der Unbestimmbarkeit ‚fact/fiction' in Bezug auf die Geschichtswissenschaften (ergänzend: die historischen Biographiewissenschaften) eingegangen. Dies wäre angesichts der abgesprochenen Problematisierung des Faktizitäts-/Wirklichkeitsbegriffs naheliegend gewesen. Spricht man von Funktionalisierungen des Autobiographischen, so kann hier auf eine Reihe weiterer Funktionen des Autobiographischen hingewiesen werden, die sich nicht allein in der Aufdeckung von Zuschreibungsmustern erschöpfen: Denn trotz aller unentscheidbaren erkenntnistheoretischen Probleme haben Autobiographien eine über sie hinausgehende kommunikative Mitteilungsfunktion (wie Wagner-Egelhaaf in ihrem Kompendium zur Autobiographie anmerkt), sie dienen als Rahmungen kollektiver Selbstverständigungen, die

darüber hinaus nur in Bezug auf ein rezipierendes Gegenüber zu denken sind. Der Autobiograph will als solcher wahrgenommen werden; die Motive autobiographischen Schreibens sind nicht darauf zu reduzieren, das bloße Funktionieren oder Nicht-Funktionieren dieses Genres vorzuführen. Hinter allen textimmanenten Finten, Auflösungen, Infragestellungen und Irritationen steckt eine schreibende Person: es ist somit nicht ‚die Hand' Barthes', die schreibt, sondern es fließen eine Reihe weiterer – bewusster und unbewusster –, wenn auch nicht expliziter Faktoren in den Prozess des autobiographischen Schreibens ein. Ein sehr instruktives Beispiel hierfür findet sich in den einleitenden Bemerkungen bei A. Schütz (‚Problem der Relevanz').

Ebenso hätte in der historischen Rekonstruktion des Faktizitätsbegriffs die Alternative des ‚gemäßigten' Konstruktivismus und seiner Wirklichkeitsauffassungen im Anschluss an A. Schütz, T. Luckmann u. a. stärker reflektiert werden können, da gerade hier der Wirklichkeitsbegriff eine fundierte soziale/historische/(kulturelle) Ausarbeitung erfährt, die leider im Rahmen der Autobiographietheorie bisher kaum Berücksichtigung gefunden hat. In diesem Zusammenhang erscheint es problematisch, die Autobiographietheorie auf bloße operative ‚Funktionalisierungen' des Autobiographischen zu reduzieren, da hierdurch die Gefahr entsteht, die Para-/Textualität zuungunsten außertextueller Einflussgrößen überproportional stark zu betonen, oder, wie J.- C. Kauffmann (‚Erfindung des Ichs') sinngemäß schreibt: Identitäten sind Imaginationen auf *materialer* Grundlage – ein Grundsatz, der sicherlich auch für die Autobiographie gilt. Darüber hinaus werden eine nicht unerhebliche Anzahl von Autobiographien in dem (historischen) Bewusstsein entworfen, Geschichte in der Lebensgeschichte sichtbar zu machen und Lebensgeschichte gegen die Geschichte zu verteidigen. Auch wenn Geschichte in der Autobiographie kaum ‚objektiv' rekonstruierbar ist, sondern unter ganz anderen Aspekten zu behandeln wäre, so ist es in diesem Zusammenhang wenig hilfreich, allein das ‚Wie' der autobiographischen Funktionsweisen zu fokussieren. Die theoretisierende Beschränkung auf exponierte Beispiele wie Barthes, zu denen auch W. Benjamin gehört, ist sicherlich geeignet, Formfragen des Autobiographischen zu klären, nicht jedoch historische oder soziologische Biographieforschung zu betreiben. Die individuelle ‚Rhetorik der Erinnerung' ist auch hier wirksam, jedoch muss den normativen und durch soziale Interaktion herausgebildeten Erinnerungsrahmungen, in denen autobiographisches Erzählen stattfindet, theoretisch Rechnung getragen werden und zu einer politischen, sozialen und historischen Verankerung führen. Dies ist zugegebenermaßen nicht die Aufgabe literatur- und kulturwissenschaftlicher Studien.

Es bleibt festzuhalten, dass aufgrund erkenntnistheoretischer Einsichten in die Funktionsweisen und Operationalisierungen autobiographischer Topoi und deren Inversionen nicht zu einem ‚naiven Realismus' zurückgekehrt werden kann. Untersuchungen wie die von Schabacher bilden den ‚Mühlstein um den Hals einer blinden Faktengläubigkeit', die sich in der autobiographischen Selbstauseinandersetzung verschärft. Aus dieser Perspektive bildet die literatur- und kulturwissenschaftliche Theoriebildung eine notwendige Vorlage weiterer Forschungen. Die fachdisziplinäre Auseinandersetzung mit den Ergebnissen dieser Untersuchung, zu denen nicht nur die Geschichtswissenschaften, sondern auch die Soziologie und Psychologie gehören, stellt sicherlich eine wünschenswerte Herausforderung dar.

LITERATUR

Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno: Biographisierung von Erleben und Handeln, in: Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualisierung ohne Ende, Leske und Budrich, 1988

Dilthey, Wilhelm [1906-1911/1927]: Das Erleben und die Selbstbiographie, in: Niggl, Günter (Hg.) Die Autobiographie – Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998

Misch, Georg [1907/1949]: Begriff und Ursprung der Autobiographie, in: Niggl, Günter (Hg.) Die Autobiographie – Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998

Moser, Christian/Nelles, Jürgen (Hg.): AutoBioFiktion – Konstruierte Identitäten in Kunst, Literatur und Philosophie, Aisthesis Verlag, 2006

Wagner-Egelhaaf, Martina: Autobiographie, Verlag J. B. Metzler, 2005

Carsten Heinze